

# Feuilleton

Im Jahr des Mauerfalls, kurz vor Weihnachten, starb mein Vater. Drei Jahre später zur gleichen Zeit verlor ich auch meine Mutter. Nun musste ich über vieles nachdenken, irgendwann auch über die Frage: Was mache ich an Weihnachten? Meine Eltern waren nicht alt gewesen, ich hatte gedacht, alles würde noch viele Jahre so bleiben, wie es war. Die Weihnachtsabende in meiner Familie waren nicht sonderlich heilig oder besinnlich, mit dem Wort hätte keiner von uns etwas anfangen können. Sie waren gesellig und lustig, das hatten schon die Großeltern und der Familienlegende nach auch die Urgroßeltern so gehalten.

Man dürfe an Weihnachten nicht den Leuten Platz in der Kirche wegnehmen, die sich das ganze Jahr über dort blicken ließen, soll mein Urgroßvater gesagt haben.

Traditionell war am Heiligen Abend bei uns offenes Haus mit einem ordentlich weihnachtlichen Bühnenbild, einem sehr ambitioniert gestalteten Christbaum, der wegen der Katzen an der Decke hing, Kerzen überall und genug zu essen und zu trinken. Stundenlanges steifes Am-Tisch-Sitzen gab es nicht, vielmehr wurde darauf gewettet, wer alles vorbeikommen und wie lang der oder jene aus der Nachbarschaft brauchen würde, um aus der häuslichen Besinnlichkeit zu uns zu flüchten.

Es hätte so weitergehen können. Meine Mutter und ich hatten nach dem Tod meines Vaters tapfer versucht, eine kleinere, schmucklosere und stille Version unseres unheilig-heiligen Abends hinzukriegen, das gelang uns wohl einigermaßen.

Nun war sie aber auch nicht mehr da, an den Weihnachtsabend zwei Wochen nach ihrem Tod habe ich kaum eine Erinnerung. Das Haus wurde im Sommer ausgeräumt, und der Christbaumschmuck dreier Generationen, bei dem noch viel mehr Generationen von Katzen für Schwund gesorgt hatten, landete in meinem Frankfurter Keller. Der Herbst kam, schließlich der Winter, ich musste mich entscheiden. Es gab für mich nur zwei Möglichkeiten, als jetzt unwiderruflich Erwachsene Weihnachten zu feiern – Flucht in die Karibik oder Fortführung unserer Heiligabendtradition mit meinen Mitteln. Bei zwei Menschen in meiner Umgebung erntete ich mit der Weihnachtsidee Begeisterung – Tosia und Marcel Reich-Ranicki. Der Karibikplan wurde zu den Akten gelegt, ich verhehle aber nicht, dass ich in den folgenden Jahren oft versucht war, ihn wieder zu aktualisieren.

Würdet ihr denn kommen, fragte ich die beiden.

Sie versicherten mir energisch, dass sie das sehr wohl tun würden, ja, dass nichts sie davon abhalten könnte.

Wir werden verhungern, sagte Marcel.

Quatsch, antwortete seine Gattin, wir haben bei Eva immer was zu essen bekommen.

Kann sie überhaupt kochen?, sagte Marcel bockig.

Das weißt du doch, antwortete seine Frau.

Sie überspielten mit dem Geplänkel, dass der Weihnachtsabend für sie in den vergangenen Jahren offenbar ein Problem, einen schwierigen Termin bedeutete hatte. Ich wäre nie auf die Idee gekommen – Weihnachten! Das war doch ein sehr unjüdisches Fest! Silvester, das wusste ich, waren sie jedes Jahr bei alten Freunden.

Marcel sagte jedes Mal, wenn ihm anlässlich eines Jahreswechsels ein Mikrofon hingehalten wurde: Ein errrntes Fest! Kein Grund zum Jubel und Krachmachen und all dem Blödsinn!

Das Silvesterverdikt kannte ich von ihm, und da ich sowohl Jubel als auch Krachmachen an Silvester liebte, wäre gemeinsames Feiern so wieso undenkbar gewesen. Aber Weihnachten hieß offenbar für die beiden, allein zu sein inmitten fremder Feierei. Es war ein Fest, von dem sie sich ausgeschlossen



Weihnachten mit den Reich-Ranickis. Oben ist Marcel Reich-Ranicki mit Frau Tosia zusammen mit Eva Demski zu sehen. Montage F.A.Z.

## Weihnachten mit den Reich-Ranickis

Eine Erinnerung. Von Eva Demski

fühlten, obwohl es ihnen, vor allem Tosia, vertraut war. Ich glaube, sie hat es sogar geliebt.

Ob sie die Art Weihnachten mögen würden, die ich ab jetzt, ab dem Jahr 1993, bei mir feiern wollte? Ich wusste ja selbst nicht genau, wie das gehen sollte. Der Karibikgedanke wedelte mir noch einmal Palmen und Meer durchs Hirn. Aber die Sache war schon zu weit fortgeschritten.

Mach dir keine Sorgen, wir essen alles, sagte Tosia.

Wenn wir überhaupt was kriegen, warf ihr Gatte ein.

Du wirst doch einen Baum haben? Bei uns zu Hause – sie sprach von jenem fernen Zuhause in Łódź, sie sprach von ihrem Vater, den die Nazis in den Tod getrieben, und ihrer Mutter, die sie umgebracht hatten – bei uns zu Hause gab es immer einen wunderbaren Baum.

Ich hatte nie einen Baum gehabt und beschloss in dieser Sekunde, dass sie ab jetzt jedes Jahr einen haben würde, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wo ich ihn in meinem kleinen Esszimmer hinstellen sollte. So wie mein Vater für unseren Baum unseretwegen verantwortlich gewesen war, würde ich es jetzt für Tosia sein. Das gefiel mir.

Bei mir daheim ist es relativ übersichtlich, das machte Organisation notwendig. Es war ja nicht eine gewöhnliche Party, wo sich die Leute Platz, Essen und Trinken eroberten und sich um sich selber kümmerten. Es sollte festlich sein, nach Jahren des Übens gelang das auch, leicht war es nicht.

Von Anfang an waren Marcel und Tosia die beiden weihnachtlichen Fixsterne. Andere Gäste ka-

men dazu, es gab erstaunlich viele Weihnachtsweisen. Frisch Geschiedene und Getrennte, beruflich in der Stadt Hängengebliebene, Freunde, die am Weihnachtsabend plötzlich ihren Weihnachtshass begruben und deshalb trübselig wurden. Marcel und Tosia blieben also nicht allein am ebenso unbequemen wie geschichtsträchtigen Bierdermeiertisch. Ich war nun die vierte Generation, die ihn zum Fest für Freunde deckte, und die nahm dafür in Kauf, dass, wenn mehr als sechs drum herum saßen – und es waren fast immer mehr als sechs –, keiner mehr wusste, wie er seine Beine um die sperrigen Biedermeierbeine herumwickeln sollte. Mir war klar, dass eine scheinbar so ungestörte Generationenfolge in Deutschland etwas Verdächtiges ist. Tosia fragte oft, von wem auf mich übergegangen sei. Ganz selten sprach sie von ausgelöschten Gegenständen, die sie geliebt hatte.

Man benutzt das alles ja nur, sagte ich. Du kannst es mitbenutzen, das weißt du doch. Gegenstände bedeuten nichts. Das war eine von diesen Notlügen, Gegenstände bedeuten viel.

Die mitessenden, -redenden und -feiernden Freundinnen und Freunde wechselten, drei waren immer dabei, Ute, Kathrin und Klaus. Mit Klaus hatten wir noch einen weiteren jüdischen Weihnachtsliebhaber in der Runde. Auf ihn als Gesprächspartner vertraute ich, weil ich ja gelegentlich in die Küche musste und Marcel Unterbrechungen außerordentlich missfielen.

Wo geht sie denn jetzt schon wieder hin?

Klaus oder jemand anderer mit Mut übernahm so lang die Konversation, unter der man sich allerdings nichts Dahinplätscherndes vorstellen darf, sondern Crescendo und Decrescendo in solider Lautstärke. Es ging meistens um Literatur, manchmal um Musik.

Haben Sie den Namen Goethe schon mal gehört? Was? Ja? Eine gebildete Frau, siehst du, Tosia?

Tosia lächelte und nickte und schaute ihren Baum an. Sie redete an diesen Abenden nicht viel, glänzte aber wie immer mit ihrem untrüglichen Gedächtnis, wenn jemand einen Namen, ein Ereignis suchte.

Wie gesagt, es ist übersichtlich bei mir, und ich konnte Marcel mühelos grollen hören, während ich irgendwas aus dem Backofen holte oder vom Herd nahm. Was das Essen betrifft, habe ich fünfzehn Jahre lang gelernt, ausprobiert, verworfen. Marcel und Tosia aßen gern gut, ich weiß aber bis zum heutigen Tag nicht, ob sie es im üblichen Sinn genossen. Ich glaube, gutes Essen bedeutet für die beiden vor allem Wertschätzung. Man nahm sie ernst und respektierte sie, indem man sich Gedanken über ihr Essen machte. Im Jahr 2000 hatte ich das Haus am Rand von Warschau gesehen, in dem sich die beiden in ihrem Versteck der Befreiung entgegenhungen mussten.

Es sollte immer schnell gehen. Über Essen reden war gar nicht gut, die hierzulande so beliebten kulinarischen Erörterungen verabscheuten sie. Auf Essen warten müssen war noch schlimmer. Gelernt habe ich: Nichts mit Gräten, nichts mit Knochen, keine Karotten. Möglichst auch keinen Salat.

Viel später ist mir die Idee gekommen, ob diese Abneigung mit dem Hunger zusammenhing. Würzel- oder Krautzeug war ja immer das Letzte, was es noch zu essen gab.

Als unser Weihnachten Tradition geworden war, erwartete ich ab November von Marcel die Frage: Wer kommt? Was gibts zu essen? Ich schrieb Menükarten und faxte sie, manchmal hab' ich sie gedichtet, dann reimte sich Kürbissuppe auf Sternenschnuppe. Von einigen kulinarischen Ideen verabschiedete ich mich im Lauf der Jahre. Ich erinnere mich noch genau an meine inneren Seufzer, als die sehr aufwendigen Brezknödel sich aufgelöst hatten, weil Marcel mich wegen meiner Unfähigkeit, die Josephslegende zu mögen, zusammenfaltete.

Blieb hier! Unerreichbare vier Meter entfernt in der Küche endete eine dreistündige Vorbereitung im Salzwassernische.

Gelegentlich rühmte er die exorbitanten Kochkünste meiner Freundin Elisabeth Trissenaar. Manchmal erfreute er die größere oder kleinere Tischrunde mit der unumstößlichen Meinung, Frauen könnten keine Romane schreiben.

Sie können es einfach nicht!, rief er triumphierend, während die Autorin von mehreren davon den Rehpfeffer hereintrug. Zu dem Zeitpunkt hatte ich schon lang begriffen, dass man sich die Zuneigung zu ihm am besten erhielt, wenn man ihn nicht immer ernst nahm. Er probierte gern aus, was man ihm durchgehen ließ. Viele sind darauf voll eingestiegen. Ich nicht. Immerhin fand, wenn ich mich recht erinnere, der Rehpfeffer seine Gnade.

Es gab Sternstunden, so die, als er nach dem Dessert eine Bibel verlangte. Meine Senfkornbibel verschmähte er – kann man ja nicht lesen! –, eine große fand sich und wurde für geeignet befunden. Nach etwas peinlichem Suchen – wir zählten die Evangelisten an den Fingern her, während Marcel grinst, fürs Neue Testament war er schließlich nicht zuständig – fand sich im Lukas-Evangelium die Weihnachtsgeschichte. Er las sie vor. Wie gut er das konnte, weiß jeder, der ihn mal gehört hat.

Gar kein schlechtes Buch!, sagte er, als er fertig war.

Die Jahre vergingen – schon wieder Weihnachten? Das Leben der beiden wurde mühsamer. Wir waren miteinander älter geworden, Marcel und Tosia alt. Notarztnummern wurden notiert, der Transport wollte organisiert sein. All solche Dinge eben. 2008 brachten wir Weihnachtessen zu ihnen nach Hause.

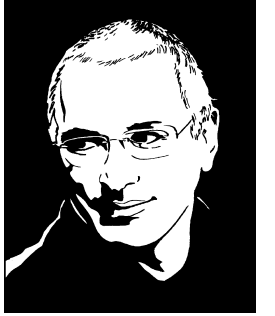
Im Jahr drauf beschloss ich – nein, nicht Karibik, das wäre mir mittlerweile zu anstrengend gewesen, was sollte ich mit Lichterketten auf Palmen, andauernd „Jingle Bells“ und zu vielen Cocktails. Die nächste Generation war dran, und ich würde an einem anderen Tisch sitzen, den jemand anderer gedeckt hatte. In München.

Ich hoffe, dass Marcel da, wo er jetzt ist, nicht sagt:

Wo bleibt sie denn jetzt wieder?

Die Schriftstellerin Eva Demski lebt in Frankfurt. Sie hat für den Hessischen Rundfunk Filme über Joseph Roth und Irmgard Keun und im Jahr 2000 auch einen über die Reich-Ranickis gedreht. Sie hat zahlreiche Romane geschrieben. Einer ihrer wichtigsten, „Scheintod“, wird in diesem Frühjahr im Insel-Verlag neu herausgebracht.

### MENSCHEN IM GEFÄNGNIS



VON MICHAEL CHODORKOWSKIJ

Zehn Jahre war der Unternehmer und Oppositionspolitiker Michail Chodorkowski in russischen Gefängnissen inhaftiert. Seit Freitag ist er befreit und in Berlin. Anscheinend im Hotel „Adlon“, wo ihn das Schild „Bitte keine Fotos!“ (vom überdimensionalen Pfefferkuchenbaus) begrüßt haben wird. Abt Kolonnen hat Chodorkowski seit 2011 aus einem Straflager in Karelien geschrieben. Der Titel „Menschen im Gefängnis“ gilt nicht mehr, nicht für ihn jedenfalls. Chodorkowski ist frei. Dies ist seine letzte Kolumne.

Er arbeitete als Gruppenleiter in der „Quarantäne“. Die „Quarantäne“ ist eine separate Baracke, in der alle Neuankommlinge für ein bis zwei Wochen untergebracht werden, um sie auf ansteckende Krankheiten und ihr menschliches „Wesen“ zu untersuchen. Dann teilt man sie, unter Berücksichtigung der Befunde, den diversen Trupps zu. Aber auch das Leben in einem Trupp kann die eine oder andere Wendung nehmen, je nachdem wie die „Quarantänen-Schau“ ausfällt. Als Gruppenleiter werden folglich nur ernsthafte Leute eingesetzt. Es gibt übrigens noch eine „rote Quarantäne“, aber das ist ein anderes Thema, über das man am besten mit einer Ermittlerbrigade reden sollte. Zum Glück habe ich diese Erfahrung nie machen müssen.

Konstantin – so stellte er sich mir vor – ist ein, nach hiesigen Maßstäben, in die Jahre gekommener Mann, weit über 40, kräftig, mit ruhig dreinblickenden, fast schwarzen Augen. Man reichte sich die Hand. In der „Quarantäne“ ist es eher langweilig. Es werden überwiegend Jugendliche gebracht. Allmählich kam man ins Gespräch.

Konstantin ist Chauffeur, hatte aber sein Leben lang mit Schafen zu tun. Er versorgte die Herden einer Sowchose, staatliche Herden mit neuntausend Tieren. Er verkaufte Junglämmer unter der Hand. Als er einmal erwischt wurde, gab er alles zu. Der Schaden wurde auf eine Million Rubel beziffert. Man bot ihm an, das Geld zurückzahlen, doch er lehnte ab. Er bekam neun Jahre. Sechs hatte er bereits abgessen und rechnete bald mit einer vorzeitigen Entlassung.

„Die sagten, ich komm' raus.“

„Und, hat es sich gelohnt?“, fragte ich.

„Natürlich“, er zögert keine Sekunde. „Meine Tochter studiert jetzt in Sankt Petersburg. Nur Einsen. Was hätte die sonst machen können? Was mit Uran? In der Uranreicherungsfabrik arbeiten? Nein, danke! Meine Frau und ich freuen uns für sie.“

„Was hast du jetzt vor?“

„Ich werde wieder als Fahrer angestellt, haben die mir versprochen. Die wissen: Fremdes Eigentum rühre ich nicht an. Heute ist alles privat. Die Besitzer sind alles Hiesige. Und seine Bekannten zu beklaulen ist wohl das Letzte.“

„Oder vielleicht doch nach Petersburg, zu eurer Tochter?“

„Ach, wo. So viel Geld haben wir nicht, und es ist eh zu spät...“

So sitzen wir da und trinken Tee. Wir, zwei nicht mehr ganz junge Männer, die freiwillig ins Gefängnis gegangen sind. Wir werden zu Hause erwartet, aber wir sind hier. Und das war unsere Entscheidung. Richtig oder falsch – wer weiß das schon? Ich kann wirklich nicht sein Richter sein...“

Übersetzung Vlada Philipp



### DRIBBELN

Der brasilianische Künstler Chico Buarque über Fußball, Seite 42

### DÜSEN

Dem Kapitalismus ist nur mit Geschwindigkeit beizukommen, Seite 44

### DICHTEN

Der Talkshow-Rückblick des Jahres 2013 als Gedicht, Seite 45

Premieren	38
Nachte Wahrheiten	42
Im Himmel	44
Pro & Contra	44
Fernsehen	46